

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Schuster, August: Das Tonele vom Tobelhof. Erzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Das Tönele vom Tobelhof.

Erzählung von Aug. Schuster.

### I. Eine dunkle Tat.



Was doch so eine Eisenbahn eine Gegend verändern kann! Wie da das Landschaftsbild auf einmal ein anderes wird, selten zwar ein schöneres, aber die Welt ist nun einmal nicht nur für den Naturschwärmer da: der muß sich eben jetzt einen anderen, entlegeneren Erdwinkel suchen, während der Bauer, hoch oben auf dem „Walb“, sich vergnügt die Hände reibt, denn er hat jetzt einen Absatz für seine schönen Hochstämme, und Tausende von Händen, die sich vorher kaum zu betätigen mußten, haben Arbeit erhalten im Hause oder in den Fabriken, die jetzt wie die Pilze über Nacht entstanden sind. Freilich, allen konnte man es nicht recht machen, und der alte Posthalter in X. geht noch immer brummend zur Seite, wenn er einen Bahnzug kommen sieht, in welchem ihm jetzt so mancher Reisende an der Nase vorbeifährt, der früher, wenn auch nur auf Stunden, sein Gast gewesen war. Ueber die kunstvolle, in vielen Windungen sich hinziehende alte Fahrstraße jetzt ein mächtiger Viadukt, wie zum Hohn. Das Fahrrad fragt nicht viel nach der „Steigung“, und da, wo ein mächtiger Berg dem Ingenieur den Weg versperrte, hat er ruhig seinen Stahlbohrer angekehrt, und statt über den Berg geht es jetzt durch denselben. Ja, es ist vieles anders geworden in dem stillen Gebirgstale, in dem kurzen halben Jahre, seit welchem die Bahn eröffnet worden ist. Die „Bahn“ hat auch manchem Menschen neue „Bahnen“ für seinen Lebensweg angewiesen, so z. B. auch dem Bernhard Feldmann, einem anstelligem jungen Burschen, dem gerade, weil er zu so mancherlei das Zeug hatte, die Wahl eines Lebensberufes nicht leicht wurde. Nun war er als Bahnwärter angestellt worden, ein Amt, das er mit all der Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit versah, wie es daselbe erfordert, und er wäre wohl auf seinem Posten alt und grau geworden, wenn nicht etwas in sein Leben eingegriffen hätte, das noch mächtiger ist als alle Eisenbahnen der Welt, der mächtigste Trieb des Menschen: die Liebe. Wer aber glauben würde, der stramme, hübsche Bernhard Feldmann hätte einem Paar schöner Augen wegen etwa gar seine Berufspflicht vernachlässigt und deswegen seinen Abschied erhalten, der würde gewaltig fehl gehen. Seine Liebe zu Tönele, dem schönen Töchterlein des reichen Tobelhofbauern, war ihm im

Lahrer Gintender Bote für 1908.

Gegenteil ein Sporn mehr, seine Pflicht so zu tun, daß jeder sagen mußte: der Bernhard ist doch der tüchtigste Bursche im ganzen Tal, und wohl wert, das schönste und bravste Mädchen zur Frau zu bekommen. Aber freilich, ihre Schwierigkeiten wird die Sache schon haben. Man denke doch: eine reiche Bauerntochter und ein armer junger Bahnwärter! Das machte denn sowohl dem Bernhard als dem braunäugigen Tönele gar manche kummervolle Stunden, und dem Tobelhofbauern hatte es die Galle nicht wenig erregt, als er von der Sache etwas zu merken anfing. „Der Sach' mach' ich jetzt bald ein End“, meinte er, „des Mädle mueß unter d' Haube, je früher, je besser“ und mehr als je begünstigte er die Werbungen des jungen Wildhofbauern, eines Burschen, den er nach Stand und Reichtum seiner Tochter für ebenbürtig hielt. Freilich, etwas weniger unruhig und nicht so händelsüchtig wie nun einmal der Schorsch vom Wildhof war, hätte er sich seinen Schwiegerjohn schon gewünscht. Das würde sich aber schon geben in der Ehe, meinte er, das wüßte Wirtshausleben würde der Schorsch schon aufgeben, wenn er ein so braves Weib neben sich haben wird, er würde „husig“ und „schaffig“ werden, wie es einem rechten Bauern ansteht, aber die Jugend will ausgetobt haben, und der unbändige Most gibt den besten Wein. Mit solchen Betrachtungen pflegte er sich diese Bedenken selbst auszureden. Der Celestin aber, des Tobelhofbauern ältester Sohn, war noch viel gelbstolzer als sein Vater selbst, und der Bernhard, der „Bettelbueb“, wie er ihn nannte, ihm ganz besonders zuwider. „Passet nur uff“, hatte er einmal in angetrunkenem Zustand im Wirtshaus geäußert, „dem Kerli will ich noch emol 's Handwerk lege. Der isch die längste Zit in unserer G'meinde g'li.“ Er war ein Freund und Duxbruder des Schorsch vom Wildhof und sein bester Bundesgenosse. Auch hatte er noch einen besonderen Grund, seinem Freunde dienstbar zu sein, hatte er doch schon längst ein Auge auf Schorsch's Schwester, die schwarze Theres, geworfen, und man weiß ja: eine Hand wäscht die andere.

So standen die Sachen, als an einem trüben Oktoberabend der Bernhard wieder einmal, seine Strecke abpatrouillierend, scharf auslugte, so viel der Nebel es gestattete, ob alles in Ordnung sei, kein Wildwasser Steine auf das Geleise geführt habe oder dergleichen. Er hatte nichts bemerkt, es war alles in Ordnung. Der Zug konnte jeden Augenblick heranbrausen. Bernhard wollte sich eben auf seinen Posten begeben, als er, einige Schritte von seinem Wärterhäuschen entfernt, etwas im Gebüsch rascheln hörte. Er hatte kaum so viel Zeit, dem Geräusch nachzuforschen, als auch schon ein mächtiger Felsblock in Säzen den Berg herabgeflogen kam und mitten auf dem Geleise liegen blieb. Dem Bernhard drohte das Blut in den Adern zu stocken. Die rote Fahne aus dem Futteral reißen und mit Windeschnelle dem Zuge entgegenpringen, war das Werk eines Augenblicks. Wie von Furien geheßt, flog der leicht-



füßige Bursche dahin, deutlich hörte er schon das Schnauben und Stampfen der Maschine. Jetzt mußte der Zug an der Biegung angekommen sein. Mit der einen Hand die Fahne, mit der andern die Laterne schwenkend, stand Bernhard auf dem Geleise. Jetzt hatte der Lokomotivführer ihn erkannt, er gab Gegenstand, aber es dauerte doch eine Zeitlang, die ihm eine Ewigkeit dünkte, bis der Zug zum Stehen gebracht werden konnte. Nur wenig Schritte trennten ihn noch von dem Felsblock, der den ganzen Zug aus dem Geleise geworfen haben würde. Kalter Schweiß bedeckte Bernhards Glieder, der starke Bursche war einer Ohnmacht nahe. Aber der Zug war gerettet, und wäre dies auch nur um den Preis seines Lebens möglich gewesen, er hätte sich keine Sekunde lang besonnen. Mit Hilfe von Brechstangen war der Block bald vom Geleise gewälzt, und nachdem der Zugführer mit Bernhard ein Verhör angestellt hatte, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Der Zugführer, ein älterer Mann, hatte ungläubig den Kopf geschüttelt, als Bernhard berichtete, daß noch vor fünf Minuten die Strecke frei gewesen wäre.



Wie von Furien gehetzt, flog der leichtfüßige Bursche dahin.

„Das wäre ein merkwürdiger Zufall, gerade als ob der Stein die Ankunft des Zuges hätte abwarten wollen,“ meinte er. Daß aber ein Mensch an Stelle des Steines so hätte denken können und also ein Verbrechen beabsichtigt war, daran wollte der gute alte Mann und mit ihm noch viele andere nicht glauben. Bernhard war der einzige, der den wahren Sachverhalt mit Blitzesschnelle geahnt und durchschaut hatte, und der, welcher außer ihm noch davon wußte, sein Todfeind, der hatte gar schlaue gerechnet. Er wußte, daß Bernhard schweigen würde und schweigen mußte, Toneles wegen, deren Bruder er

nicht ins Zuchthaus bringen konnte, ohne für immer auf Toneles Hand selbst verzichten zu müssen. Und schwieg er, so mußte er seine Stelle verlieren und war wieder weiter von seinem Ziele entfernt als je. Und Bernhard schwieg wirklich, er wollte lieber die Schmach auf seine eigenen Schultern nehmen, als Unschuldige darunter leiden sehen. Noch am selben Abend erfuhr Tonele alles. Weinend rief sie: „Du darfst mich nicht schonen, es ist alleweg besser, du sagst alles, was du weißt, mag dann kommen, was will.“ Bernhard hatte ihr ein Taschenmesser gegeben, das er an der Stelle gefunden hatte, wo der Stein, wie das frische Erdloch deutlich befundete, losgelöst worden sein mußte, und welches sie sofort als das Eigentum ihres Bruders erkannte. „Dir gebe ich hiermit den Zeugen der Tat, und mit dir und sonst mit niemand habe ich über die Sache gesprochen, und kein Wort weiter über den Sachverhalt wird aus meinem Munde kommen, und dabei bleibst.“ „Und jetzt halt’ ich erst recht zu dir,“ sagte schluchzend Tonele, „und dein Weib werde ich, sobald du es haben willst.“ „Damit hat’s jetzt gute Wege,“ meinte Bernhard mit trübem Lächeln, „das wär’ ein Schick, einen davongejagten Bahnwärter zu heiraten.“ „Wer weiß, zu was es gut ist,“ meinte tröstend Tonele, „Gottes Wege sind nicht unsere Wege, er wird’s wohl machen mit uns.“

Schon am nächsten Tage erhielt Bernhard seine Entlassung. Von einer Bestrafung wurde abgesehen, teils weil ihm keine direkte Fahrlässigkeit nachgewiesen werden konnte, teils weil sein bisheriges Verhalten noch nie zu einem Tadel Veranlassung gegeben hatte. Er mußte zum Wanderstab greifen, schweren Herzens nach einem kurzen, aber herzlichen Abschied von dem Einzigen, was er Liebes auf der Welt hatte. Wir wollen im Geiste ihn auf seiner Wanderschaft begleiten.

## 2. Neue Pfade.

Es war noch stockdunkel, als am folgenden Morgen Bernhard den Ort verließ, wo er so Herbes erfahren hatte. Zu Fuß wollte er in die nächste Kreisstadt wandern, das Ränzchen auf dem Rücken. Da kam ihm in den Sinn, daß vor ihm, vor zwanzig Jahren oder noch mehr, auch der Bruder seines Vaters, der Onkel Christoph, die Heimat verlassen hatte, um, ein armer Uhrmacher, draußen in der Welt sein Glück zu versuchen. Und es muß ihm hold gewesen sein, nach allem, was man noch von ihm gehört hatte. Diese Berichte waren allerdings immer sehr spärlich gewesen, wenn aber nur die Hälfte davon wahr gewesen, so mußte Onkel Christoph, der einstige arme Uhrmacherschüler, jetzt eine stattliche Fabrik sein eigen nennen, wo, so viel Bernhard wußte, allerlei künstliche Maschinen gebaut wurden, zum Teil eigene Erfindungen des Onkels. Aber etwas Näheres hierüber wußte Bernhard nicht. Ob er sich an den wenden sollte? „Bah,“ sagte er sich selbst darauf, „der Onkel Christoph hat sich auch an keinen Verwandten gewendet, sondern sich auf



seine eigenen Hände verlassen und auf die eigenen Füße gestellt," und so wollte er, Bernhard, es auch machen. Ihm schwebte vor, nach Amerika zu gehen, dem Ziele so vieler armer Teufel, die, wie er, in der Heimat Schiffbruch gelitten hatten. Und zu der Ueberfahrt reichten ja seine Ersparnisse aus. Ueber dem großen Wasser wollte er dann schon sich selber weiterhelfen; wer sich selbst hilft, dem hilft Gott, und „der verläßt keinen Deutschen.“ Mit solchen Worten sprach er sich selbst Mut zu, und so verstrich ihm die Zeit, er wußte selbst nicht wie, und vor ihm lagen schon die Tore der Kreisstadt.

„Besuchen will ich den Onkel doch," dachte er im Weiterwandern, „er ist der einzige Verwandte von mir, der noch am Leben ist. Zudem müßte ich ihm ja fast an der Nase vorbeifahren, wenn ich nach Bremen reise, und das will ich denn doch nicht tun; wer weiß, wozu es gut ist.“ Also setzte sich Bernhard, in der Kreisstadt angekommen, auf die Hauptbahn. Er hatte ein Billet gelöst nach der Residenz, wo der Onkel wohnte, und ein paar Stunden später betrat er zum erstenmal den Boden einer großen Stadt. Da gab es was zu sehen! Zuerst waren es die elektrischen Tramwagen, die seinen Blick auf sich lenkten, und überrascht blickte er auf, als es plötzlich vor ihm aufblitzte und ein blendendweißes Licht vor ihm erstrahlte, von keinem Menschen angezündet und Tageshelle um sich verbreitend. Es war nämlich, da die Tage kurz geworden, bereits Dämmerung eingetreten, und Bernhard wollte sich beeilen, um nicht gar so spät den beabsichtigten Besuch bei dem Onkel machen zu müssen. Er fragte deshalb einen jungen Burschen, etwa seines Alters, ob er ihm nicht den Weg weisen könne nach der Fabrik von Christoph Feldmann. „Christoph Feldmann und Kompagnie?" fragte der Bursche zurück, „na, das werd' ich doch wohl wissen. Das weiß ja jedes Kind. Da gehen Sie nur immer hier gerade aus (dabei wies er ihm die Richtung), oder wenn Sie's eilig haben, so nehmen Sie noch besser hier das Tram, das kostet zehn Pfennige, und in sieben Minuten sind Sie dort. Die Tramwagen sind nämlich auch aus der Fabrik von Feldmann und Kompagnie.“ Bernhard horchte hoch auf, als er diese Worte vernahm. Da mußte nun doch wohl sein Onkel ein bedeutender Mann geworden sein, was hier jedes Kind wußte, und nur ihm, dem leiblichen Neffen, war dies erst seit heute bekannt.

Nach einer Viertelstunde saßen sich Onkel und Nefse gegenüber, es war ein behaglicher Arbeitsraum, aber er diente dem Onkel auch für die ganze übrige Zeit des Tages als Aufenthalt, denn leben und arbeiten war für ihn eines und dasselbe. „So, so, du bist also der Bernhard," meinte er, den jungen Mann nicht unfreundlich ansehend. „Habe dich noch auf den Armen getragen, als du kaum so viel Wochen alt warst, als jetzt Jahre! Und seit der Zeit habe ich auch die Heimat nicht mehr gesehen. Wie oft schon habe ich mir vorgenommen: Jetzt gehst du einmal ein paar Wochen hinauf auf den „Wald",

in die Sommerfrische. Aber das ist nun Jahr für Jahr dieselbe Geschichte: ich komme nicht dazu, den Plan auszuführen, es geht einfach nicht, ich habe weniger freie Zeit als mein letzter Arbeiter.“ Dem Bernhard kam dies wunderbar vor, aber es mußte doch wohl so sein, denn alle Augenblicke wurden sie gestört. Bald war es ein Zeichner der Fabrik, der etwas zu fragen hatte, bald ein Bureauangestellter,



„So, so, du bist also der Bernhard," meinte er, den jungen Mann nicht unfreundlich ansehend.

bald der Telegraphenbote, und so ging es fort, bis fast in die Nacht hinein. „Wir haben entsetzlich viel zu tun," meinte der Onkel, „die Arbeitslast wird von Jahr zu Jahr größer und ich dabei doch nicht jünger und arbeitskräftiger.“ setzte er lächelnd hinzu. Jetzt glaubte Bernhard, sich verabschieden zu müssen, aber der Onkel drückte ihn auf den Stuhl zurück. Wie eine Jugenderinnerung und Reue über die Vernachlässigung seiner Blutsverwandten war es über ihn gekommen, als er, lange seinen Neffen ansehend, ausrief: „Nein, du bleibst. Für heute wenigstens mache ich Schluß. Christian," rief er zur halb geöffneten Türe einem Diener zu, „Sie lassen heute niemand mehr vor, es sei wer es wolle. Ich will auch einmal meinen Feierabend haben. Dann sorgen Sie für ein Nachtessen, aber etwas Gediegenes — ich habe Besuch. — Ja, so geht's nun einmal," fuhr er, zu Bernhard gewendet fort, „der eine hat keine Suppe und der andere keinen Löffel; ich meine: keine Zeit, seine Suppe zu essen. Der andere bin ich. Und ohne Arbeit möchte ich wiederum keinen Tag leben. Das brächte ich nun einmal einfach nicht fertig. Dabei geht's mir dann wie jenem Zauberlehrling: »Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.« So, und nun erzähl einmal! Du hast wohl auch das Uhrmachen gelernt, und nun geht's hinaus in die Welt? Ja, so ein Bursche war ich auch vor fünf und zwanzig Jahren, 's hat mich auch nicht mehr gelitten zu Haus. Jetzt freilich kommt's manchmal wie ein Heimweh nach dem Wald über mich. Es ist vielleicht gut, daß ich keine Zeit



habe, solchen Gedanken nachzuhängen.“ Der Diener hatte mittlerweile einen Tisch gedeckt, ein angenehmer Bratengeruch erinnerte Bernhard daran, daß er fast den ganzen Tag nichts gegessen hatte, und bald sahen Onkel und Nefse beglücklich essend und schwäzchend einander gegenüber. Dem Onkel kamen nämlich auf einmal alle möglichen Bekannten aus der Jugendzeit in Erinnerung, bald wollte er von Bernhard wissen, ob auch der alte Schäfer-Andres noch lebe, mit dem er einmal eine Nacht über zusammen kampiert hatte, da er als Junge sich nicht nach Hause getraut hatte, aus Furcht vor einer Strafe. Damals schon hatte er ernstlich vorgehabt, nach Spanien zu gehen, wo eben die Karlisten zu ruuoren begonnen hatten. Onkel Christoph lachte laut auf bei der Erinnerung an diese und andere Jugendtorheiten. Endlich kam er aber doch wieder darauf zurück, den Bernhard zu fragen, was er eigentlich vor habe, und er war nicht wenig erstaunt, als nun dieser in kurzen Worten das Vorgefallene erzählte, wobei er aber die Nothüge gebrauchte, er wisse nichts Näheres über den Täter, und das werde wohl immer ein Rätsel bleiben. „Höre, Junge,“ meinte der Onkel, „ich will dir's glauben, daß du deine Pflicht getan hast, und damit Schwamm über die Geschichte. Aber das mit dem Amerika, das schlag dir nur aus dem Sinn. Da drüben sind schon unzählige ebenso tüchtige Bursche, wie du, elend zu Grund gegangen, ohne daß es ihre Schuld gewesen wäre. Das will nur gleich nach Amerika, wenn daheim einmal etwas schief gegangen ist. Ich will dir etwas anderes vorschlagen. Du bleibst hier, ich lasse dich zum Mechaniker und Elektrotechniker oder Maschinenbauer ausbilden, je nach deinen Neigungen und Fähigkeiten. Dein Großvater war einer der geschicktesten Uhrmacher auf dem ganzen Wald, wenn er's auch nicht zu Geld und Gut gebracht hat, und etwas von seinem Talente steckt vielleicht auch in dir. Ich bin ja noch keine Fünfzig, aber ich merke schon die Fünfziger heranrücken, und dann heißt es »Fünfzig Jahr' stille stahn.« Auch bin ich Junggeselle, du bist mein einziger Bruderjohn. Wenn du dich gut hältst, wirst du es wohl einmal nicht zu bereuen haben.“

Die gedrückte Stimmung, in welcher Bernhard das Haus seines Onkels betreten hatte, war jetzt dem roßigen Schimmer neuer Hoffnungen gewichen. Loneles Worte: „Wer weiß, wozu es gut ist, Gottes Wege sind nicht unsere Wege,“ kamen ihm wieder in den Sinn. Wie leise Wehmut und Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen zog es durch sein Gemüt, und den Kopf voll kühner Pläne begab er sich an diesem Abend zur Ruhe.

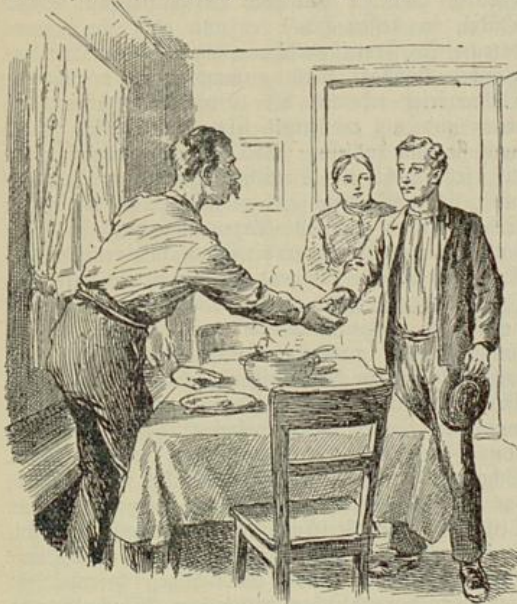
### 3. Lehrjahre.

„Heinzelmann, hier übergebe ich Ihnen meinen Nefsen. Machen Sie etwas Gesehtes aus ihm. Notabene: der junge Mann soll in keiner Weise bevorzugt werden, nur weil es mein Nefse ist: das ist reiner Zufall; also er soll nicht besser und nicht

schlechter behandelt werden als jeder andere Arbeiter. Zeigen Sie ihm, bitte, das ganze Werk. Zuerst soll er das Schmieden lernen, dann hat er das »Größste« hinter sich.“ Ueber seine doppelstinnigen Worte selbst lächelnd, entfernte sich Herr Christoph Feldmann, nachdem er diese Worte an Herrn Fridolin Heinzelmann, den Direktor der Feldmannschen Werke, gerichtet und auf diese Weise unserm Helden mit den paar Worten seinen nächsten Lebensweg vorgezeichnet hatte. „Und, daß ich's nicht vergesse,“ sagte er, noch einmal umkehrend zu Bernhard: „Beit und Kost hast du fortan bei Werkmeister Grimm. Ich habe schon mit ihm gesprochen.“ Bernhard dankte dem Onkel für seine Fürsorge; aber in seinem Innern war er doch etwas enttäuscht darüber, daß ihm der Onkel nicht in seinem eigenen Hause eine Schlafstelle angewiesen hatte, und wäre es auch das bescheidenste Winkelfchen gewesen. Aber zugleich mußte Bernhard sich selbst undankbar schelten; hatte nicht der Onkel, nach welchem er bis jetzt noch mit keinem Worte gefragt, die Sorge für sein Fortkommen übernommen, und ihm Gelegenheit geboten, etwas Tüchtiges zu werden? Herr Feldmann wußte auch wohl, was er tat. Er wollte dem jungen Mann von vornherein jede Gelegenheit nehmen, die verführerische Rolle des jungen „Herrn“ zu spielen. Welche Rolle er einmal in dem Geschäfte einnehmen würde, sollte ganz und gar von Bernhards persönlicher Tüchtigkeit und nicht von dem Verwandtschaftsgrad abhängen, in welchem er „zufällig“ zu dem Besitzer der Werke stand, wie dies ja Herr Christoph Feldmann selbst eben gesagt hatte. Bernhard betam Respekt vor dem unparteiischen Sinn des Onkels; daß er fortan nur für das gelten sollte, wozu seine Leistungen ihn berechtigten, gab zugleich seiner Arbeitsfreudigkeit einen mächtigen Antrieb. Nach einem Rundgang durch die Werke, der zu Bernhards maßlosem Erstaunen fast kein Ende nehmen wollte, und auf dem er Maschinen und Vorrichtungen sah, von deren Zweck und Wirkungsart er keine Ahnung hatte, wurde endlich bei den Schmieden Rast gemacht, und eine Stunde später schon stand Bernhard selbst mit hochgerötetem Gesicht und aufgekrempelten Armen an der Schmiedesse, erhitzt sowohl vom Feuer derselben als auch von dem Feuer in seinem Innern, dem Arbeitseifer. Er war stolz, daß der Schmiedemeister ihm gesagt hatte, er habe gute Armmuskeln und könne noch einmal ein brauchbarer Schmied werden. Als das Zeichen zur Mittagspause gegeben wurde, fragte er nach dem Werkmeister Grimm, und man wies ihn nach einem freundlich aussehenden Häuschen, das in einer langen Reihe ganz gleich gebauter Arbeiterwohnungen in nächster Nähe der Werke lag. Eine rundliche kleine, noch ziemlich junge Frau empfing ihn hier, hieß ihn, nachdem er seinen Namen genannt hatte, freundlich willkommen und führte ihn in die gemütliche, sauber aussehende Stube, wo ein stämmiger Mann mit martialischem Schnurbart, aber gutmütigen Zügen bereits vor der dampfenden Suppenschüssel saß. Er reichte Bernhard die Hand, lud



ihn zum Sitzen ein und sprach die Hoffnung aus, daß es dem neuen Hausgenossen unter seinem Dache gefallen möge. Im übrigen schien er kein Freund von vielem Reden zu sein. Aber was er sprach, hatte „Hand und Fuß“, wie man zu sagen pflegt, und nach dem bescheidenen, aber kräftigen Mittagbrot gingen die beiden wieder an ihre Arbeit. So verging Tag um Tag, Woche um Woche; den Onkel bekam Bernhard selten oder nie zu Gesicht. Daß Tonele schon am zweiten Tage nach Bernhards Abreise einen langen Brief von diesem erhielt, wird niemand verwundern. Und auch Tonele war eine pünktliche Brieffschreiberin. Sie schrieb ihm, es sei zu Hause wieder alles im alten Gleise. Mit dem Heiraten liege man ihr jetzt nicht mehr so viel in den Ohren, seit Bernhard fort sei, schrieb sie ein



Er reichte Bernhard die Hand und lud ihn zum Sitzen ein.

paar Wochen später. Nur der Bruder meine manchmal, wie es wäre, wenn sie eine Doppelhochzeit machten. Sie habe ihm geantwortet, ihr pressiere es gar nicht, und er möge lieber nicht auf sie warten, wenn er mit der Theres einig sei. Der Schorsch lasse sich hin und wieder auch auf dem Tobelhofe sehen und tue auch, wie wenn es eine ausgemachte Sache sei, daß sie seine Frau werde. Sie lasse ihn reden und sage weder ja noch nein, was sie für das Klügste halte. Toneles Briefe waren die Lichtblicke in Bernhards hartem und manchmal recht einförmigen Leben. Was ihm fehlte, war die Lust der Heimat, seines Waldes und seiner Berge. Manchmal fühlte er sich so einsam und elend, daß er laut hätte weinen mögen, einsam im dichtesten Gewühle der Menschen um ihn, beim Dröhnen der Dampfhammer und dem Stampfen der Maschinen. Wie er einmal als Junge von zehn Jahren sich im Walde verirrt

hatte und unter einer großen Tanne hatte schlafen müssen, war er sich nicht so verlassen vorgekommen wie jetzt. Das Heimweh war über ihn gekommen, die mächtige Sehnsucht nach der Scholle, wo seine Wiege gestanden hatte. Der eigentümliche Delgeruch der Maschinen, die dunstige Luft der Arbeitsräume drohte ihm oft den Atem zu benehmen. Dazu war jetzt der Winter gekommen mit seinen trüben, kurzen Tagen. Aber auch der ging vorüber und als vor den Toren der Stadt das erste Grün zu sprossen begann, so konnte man jeden Sonntag einen jungen Mann weit in der Gegend umherstreifen sehen, und als er sich das erste Mal wieder unter einer großen Tanne im Moose ausstrecken konnte, da wurde ihm so wohl, wie in den Tagen, da er im heimlichen Wald dem Rufen des Kuckucks oder dem Hacken des Spechtes gelauscht hatte. Den ruhigen Gesellen am Herdfeuer hatte er mittlerweile Lebewohl gesagt, er hantierte jetzt am Schraubstock mit der Feile, und je mehr die Arbeit auch seinen Geist in Anspruch nahm, desto lieber wurde sie ihm. Meister Grimm sah ihm oft wohlgefällig zu, sagte aber selten ein Wort der Aufmunterung. Zu Bernhards großer Ueberraschung war aber der Onkel, der sich doch gar nicht mehr um ihn zu kümmern schien und wohl seine Anwesenheit schon ganz vergessen haben mochte, vollständig unterrichtet von allem, was Bernhard tat und lernte. Dies erfuhr der junge Maschinenschlosser, als er, gerade am Jahrestage seines Eintritts in die Fabrik, vom Onkel eine Karte erhielt, durch welche er in die Wohnräume desselben beschieden wurde, die er seit Jahresfrist nicht mehr betreten hatte. Der Onkel tat, als wenn er erst gestern noch mit ihm gesprochen hätte, lud ihn zum Abendessen ein und fragte ihn in fast gleichgültigem Ton: „Na, wie gefällt es dir eigentlich hier im Geschäft?“ Bernhard war des Lobes voll über das viele Neue und Schöne, was er zu sehen und zu lernen Gelegenheit habe, denn in der Tat war, seitdem das Heimweh von ihm gewichen, die Liebe zur Arbeit und die Freude am Gelingen derselben mächtig in ihm wach geworden. Der Onkel schien befriedigt von den Antworten auf die verschiedenen Fragen, die er nun an ihn stellte, die sich sämtlich auf technische Dinge bezogen. Nur einmal sprach er von etwas anderem. Er sagte: „Diesen Sommer hatte ich ganz bestimmt vor, auf ein paar Wochen in die Heimat zu reisen; es ist aber wiederum nichts daraus geworden: also vielleicht das nächste Jahr.“ Er mußte selbst über diese Vertröstung lächeln, denn es war nun schon seit zehn Jahren immer dieselbe Geschichte. Zum Schlusse sagte er, ganz als ob es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt handelte: „Höre mal, hättest du nicht Lust, Maschinenbauer zu werden?“ Bernhard verstand die Frage nicht recht, denn er meinte, er sei ja auf dem besten Wege dazu. Der Onkel lächelte und sagte: „Ich meine natürlich studieren.“ Dem Bernhard wäre beinahe vor freudigem Schrecken die Zigarre, die ihm der Onkel nach Tisch angeboten hatte, aus der Hand gefallen, er



glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. „Die Sache ist sehr einfach,“ meinte der Onkel, „es gibt jetzt glücklicherweise auch technische Schulen, wo man das studieren kann, was ein Ingenieur wissen muß, um eine Maschine berechnen und zeichnen zu können, auch wenn man kein Latein gelernt hat; manchen lenkt's sogar nur ab von dem, was er lernen soll. Ich hatte vor einigen Jahren einmal einen Volontär, der hatte immer seinen Horaz, einen lateinischen Dichter, neben seinem Schraubstock liegen. Ein Maschinenbauer ist allerdings nicht aus ihm geworden, hoffentlich aber inzwischen ein guter Philolog.“ Und auf seinen Plan zurückkommend, fuhr Herr Feldmann fort: „Hier ist der Prospekt einer solchen Schule. Sie ist in einer kleinen Stadt in Sachsen, nahe dem Erzgebirge, wo es viel zu sehen und zu lernen gibt. Ich denke, du reitest gleich nach den Weihnachtsfeiertagen.“ Mehr wurde nicht über die Sache gesprochen, sie war also abgemacht. In einem wahren Freudentaumel kehrte Bernhard in sein Dachkämmerchen zurück, und vier Wochen später dampfte er nach dem neuen Bestimmungsorte ab.

In dem Städtchen mit den kleinen Häusern, die ihn fast heimatisch anmuteten, ging Bernhard eine neue Welt auf. Bei braven, gemüthlichen, einfachen Leuten, wo der Onkel ihm eine Pension angewiesen hatte, wurde er wie ein Sohn empfangen und gehalten. Gleichaltrige junge Leute, ein heiteres junges Völkchen, waren seine Haus- und Studiengenossen. Tonele bekam einen acht Seiten langen Brief, über den sie sich ebenso freute, wie Bernhard über seine neuen Lebensverhältnisse. Und nun ging es an ein frisches, fröhliches Studium. Seiner Ausdauer konnten auch die Mühen und Schwierigkeiten der Mathematik auf die Länge nicht widerstehen. Wenn er aber sah, wie seine praktischen Vorkenntnisse ihm das Verständnis der technischen Vorlesungen erleichterte, kam es wie ein freudiger Stolz über ihn und schon nach einigen Wochen kam die beruhigende Ueberzeugung in ihm auf, daß das Studium ihm förderlich sei und er die Kräfte haben würde, dasselbe zu bewältigen. Daneben fehlte es nicht an mannigfacher Gelegenheit, den Geist auszuspannen und zu bereichern. Er war einer Gesellschaft junger Leute beigetreten, welche neben der Geselligkeit auch das Studium der deutschen Literatur pflegte. Von einer dramatischen Aufführung, die der Verein einmal anläßlich seines Stiftungsfestes veranstaltete, schrieb Bernhard an Tonele: „Du hättest mich sehen sollen in der Rolle des Bauernburschen, den ich spielte. Ich habe dabei sogar meine alte Pelztappe getragen, die noch von daheim stammt: vielleicht das Schinste am ganzen Stück; denn dieses heißt: „Dorf und Stadt oder die Frau Professorin“ und spielt bei uns daheim auf dem Wald; da konnte ich denn reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und die Leute waren entzückt, daß ich den Dialekt so gut sprechen könne. Schönes Kunststück!“ Und ein anderes Mal schrieb er ihr: „Hier sind jetzt große

Manöver. Gestern war sogar der König hier im Quartier. Wir Studenten haben ihm einen Fackelzug gebracht, ich war natürlich auch dabei. Wer mir das vor zwei Jahren gesagt hätte, daß ich einmal in meinem Leben vor dem König von Sachsen eine Fackel schwingen würde, den hätte ich einfach ausgelacht.“

Mascher als das eine Jahr in der Fabrik, verfloßen ihm die zwei Jahre, die er dem Studium widmen durfte, und, mit reichen Kenntnissen versehen und der schönsten Erinnerungen voll, kehrte Bernhard wieder in die Fabrik zurück, die jetzt seine zweite Heimat geworden war.

#### 4. Irrungen und Wirrungen.

Bernhard kam jetzt auf das Zeichenbureau und dadurch auch in häufigere Berührung mit seinem Onkel, in dessen Hause er nun auch ein Zimmer bezog. In dem stattlichen jungen Mann mit dem blonden Vollbart hätte niemand mehr den jungen Bahnwärter erkannt, der er vor drei Jahren noch war, und als er Tonele sein Bild schickte, schrieb auch sie ihm dasselbe, wobei sie noch bemerkte: „Du bist jetzt wohl ein Stadtherr geworden, und wer weiß, ich passe wohl gar nicht mehr zu dir. Der Schorsch wird auch alle Tage auffälliger, ich laufe bald davon und gehe in die Stadt in einen Dienst.“ Bernhard bat sie dringend, doch noch ein oder zwei Jahre auszuharren, und bemerkte scherzend: „Wenn sie absolut in die Stadt in einen Dienst wolle, so könne sie ja in seinen Dienst eintreten, oder ob nicht lieber er in den ihrigen treten solle u. s. w.“ Bernhard hatte auch angefangen, englisch zu lernen, wozu der Onkel ihn aufgefordert hatte, und nicht ohne Zweck, wie er bald gewahr werden sollte. Schon seit einiger Zeit ging nämlich im Geschäfte das Gerücht, daß Herr Feldmann und seine stillen Teilhaber eine Verschmelzung des Geschäftes mit einer ebenso bedeutenden englischen Firma, dem Hause Tom Arkin and Sons, beabsichtige. Gerade jetzt war einer der englischen Herren zum Besuche da und hatte seine bildhübsche Tochter Miß Ellen Arkin mitgebracht, damit diese auch den Kontinent kennen lernen sollte. Und auf diesem Kontinent lernte sie natürlich auch Bernhard kennen, der sehr aufmerksam gegen die junge Dame war, wobei er aber nur die „Honneurs“ des Hauses zu machen glaubte, welche Rolle ihm der Onkel seit einiger Zeit zugewiesen hatte. Schmunzelnd sah dies der Onkel, sagte aber nichts. Als nach etwa vierzehn Tagen die englischen Gäste wieder abgereist waren, fragte Herr Feldmann eines Abends seinen Neffen: „Nun, was hältst du eigentlich von der englischen Verbindung?“ Bernhard, nichts anderes denkend, als der Onkel meine eine rein geschäftliche, antwortete, seiner Ueberzeugung gemäß: „Ich halte sie in jeder Beziehung für wünschenswert.“ Der Onkel lächelte hierauf gar eigentümlich, wiederholte die Worte „in jeder Beziehung?“ als wenn er jedes einzelne unterstreichen wollte, dann fügte er kurz hinzu: „Nun,



ich auch," und ehe Bernhard einen Doppelsinn aus seinen Worten hätte entnehmen können, hatte sich das Gespräch einem andern Gegenstand zugewendet, denn der Onkel liebte es, möglichst viel mit möglichst wenig Worten abzumachen. Bernhards rasches Borrücken im Geschäft, der Umstand, daß sein Onkel ihn jetzt in ebenso auffallender Weise in seine Nähe und in sein Vertrauen zog, als er dies früher vermieden hatte, war allgemein aufgefallen und wurde auf verschiedene Weise erklärt. Selbst Bernhards Neider mußten zugeben, daß er eine auffallende, besonders organisatorische Begabung habe, die zugleich von den tüchtigsten Kenntnissen der Theorie und Praxis begleitet und unterstützt werde, aber alles dies hätte nicht hingereicht, zu erklären, daß dem jungen Mann ältere und erprobte Mitarbeiter der Firma jetzt nachgesetzt zu werden schienen, und schon fragte man sich, ob Herr Feldmann denn auf einmal den strengen Grundsätzen der Unparteilichkeit, welchen er doch sonst gehuldigt hatte, untreu geworden sei. Das hatte nun aber einen ganz anderen und nicht unberechtigten Grund: Herr Feldmann war heute der Mann nicht mehr, der er noch vor zwei Jahren gewesen war. Durch Ueberanstrengung hatte er seine Kräfte vorzeitig aufgerieben. Der Arzt riet dringend zu einer Aenderung der Lebensweise, und nun erst konnte sich der jetzt fünfzigjährige entschließen, die längst geplante Ferienreise in die heimatischen Berge endlich zur Ausführung zu bringen. „Dann will ich in Gottes Namen gehen . . . ehe es zu spät ist," fügte er wehmützig lächelnd hinzu. „Grüße mir auch alle Bekannten daheim, besonders die Leute vom Tobelhof," bat Bernhard. „Ah, vom Tobelhof!" erwiderte der Onkel, „die Leute kenne ich gut, brave Leute, das! Lebt denn auch der Alte noch? Er muß nach meiner Rechnung ein hoher Siebziger sein. Ob ich den kenne! Nicht nur ihn, sondern auch seine Haxelstöckchen. Er hat sie oft genug an uns probiert, wenn wir ihm an die Kirchen gingen — ich meine, es sei erst gestern gewesen. Er muß jetzt auch schon große Kinder haben, obgleich er erst spät geheiratet hat, kurz ehe ich die Heimat verließ. Damals besorgte ihm eine alte Verwandte, die Cordelbas, die Wirtschaft." — „Die ist längst tot," berichtete Bernhard, „die Kinder aber, ein Sohn und eine Tochter, sind wenig jünger als ich." Der Onkel gab jetzt noch manche Jugenderinnerung zum besten, er war in der letzten Zeit auffallend gesprächiger geworden als früher, und voll froher Zuversicht, in der Heimat völlige Genesung und die alte Frische wieder zu finden, reiste er ab. Vom „Bären", seinem Absteigequartier, war es nur ein kurzer Spaziergang nach dem Tobelhof und er benutzte schon den zweiten Tag zu dem Besuch. Niemand kannte den Mann mehr, als er aber seinen Namen nannte, wäre dem Tonele vor freudigem Schreck fast die Suppenschüssel aus den Händen gefallen. Aber ihre Freude sollte nur kurze Zeit währen. Die erste Frage der Leute war natürlich, wie es dem Bernhard gehe. „Den würdet ihr wohl

jetzt ebensowenig mehr erkennen, als vorhin mich! Die Stadtlust und manches andere haben ihn sehr oerändert." Schmerzlich berührten diese Worte Toneles Ohr, das war es, was sie sich ja jeden Tag selbst sagen mußte, wenn ihr Bernhard in seinen Briefen auch stets hoch und heilig versicherte, er sei der Alte geblieben und werde es immer bleiben. „Er wird doch auch einmal wieder heimkommen wollen," meinte der alte Tobelhofbauer, „oder will er auch damit fünfundzwanzig Jahre warten, wie sein Onkel?" Herr Feldmann lächelte, dann sagte er: „Kann schon sein, daß er doch einmal schon früher kommt. Dann aber wohl nicht allein; er wird dann auch seiner jungen Frau seine Heimat zeigen wollen." Tonele mußte einen Ausschrei unterdrücken, und es war gut, daß sie mit dem Rücken gegen das Fenster stand und niemand die Leichenblässe bemerken konnte, die plötzlich ihr Gesicht überzogen hatte. „Was tausend, der Bernhard ist Bräutigam?" fragte mit einer Freude, die diesmal wirklich echt war, der Cölestin, Toneles Bruder. Und auch dem alten Tobelhofbauern schien die Nachricht nicht unwillkommen zu sein. „Noch kurz vor meiner Abreise habe ich die Zustimmung des Vaters der Braut erhalten," fuhr der Onkel fröhlich fort. „Sie ist die Tochter eines alten Geschäftsfreundes und demnächst eines Mitteilhabers des Geschäftes, eine Engländerin." — „Der Bernhard und eine Engländerin," rief mit unvorhergesehenem Erstaunen Cölestin, „wer einem das vor drei Jahren gesagt hätte." — „Es ist so," sagte Herr Feldmann. Tonele mußte nach diesen Worten die Stube verlassen, sie hätte ihre Tränen nicht mehr länger verbergen können. In ihrem Kämmerlein löste sich ihr Schmerz, der ihr die Brust zu zerprengen drohte, in einer Flut von Tränen auf. Unten in der Stube aber wurde auf das Wohl des Gastes, des Bernhard und seiner Braut angestoßen und Herr Feldmann mußte auch das älteste Kirchwasser probieren, das der Tobelhofbauer im Hause hatte, und das ist dortzulande eine ganz besondere Auszeichnung für einen Gast. Auch der alte Tobelhofbauer war, von dem feurigen Geiste des Getränkes erfaßt, immer mitteilbarer geworden, und schließlich konnte er seine Pläne nicht mehr länger für sich behalten. „Wir könnten auch noch gleich auf das Wohl von zwei anderen Brautpaaren anstoßen," meinte er, vergnügt lachend, „wir haben nämlich nächstens hier eine Doppelhochzeit. Da ist zunächst hier der Cölestin, dem hat's die schwarze Theres vom Wildhof angetan, und ihr Bruder, der Schorsch, kriegt 's Tonele. Ich will doch einmal sehen, ob meine alten Beine noch ein Tänzelein aushalten, ich glaube wahrhaft, es geht noch," und halb taumelnd, halb tanzend drehte sich der Alte in der Stube herum. Wohlgemut und guter Dinge kehrte auch Herr Feldmann in sein Gasthaus zurück. Volle vier Wochen hielt er es dort aus, zu seinem eigenen Erstaunen, und als er endlich die alte Heimat wieder verließ, versprach er, jetzt alle Jahre einmal kommen zu wollen; aber er sollte den heimatischen Kirchturn

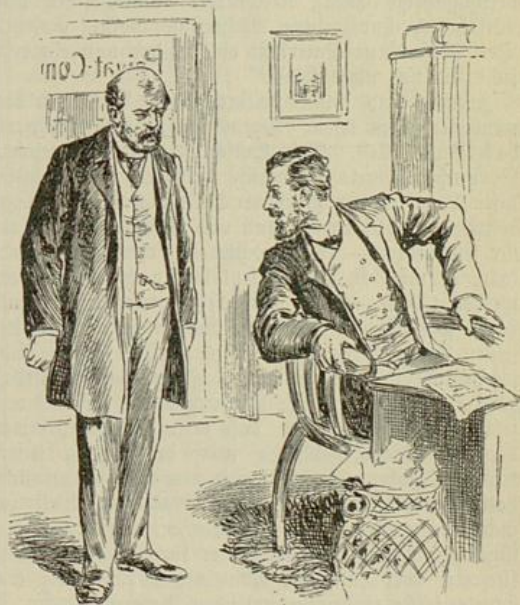






nur der Amboß war.“ So schmerzlich es für ihn war, sich auf dem eigentlichsten Gebiete seines Ehrgeizes von einem Jüngeren geschlagen zu sehen, so bildeten doch Bernhards neue Arbeiten und Ideen die letzten Lichtpunkte seines Lebens. Mit der Ergebung eines Mannes, der mit dem Leben abgeschlossen hat, und der wehmütigen Freude des Kämpfers, der vom Schauplatz abgetreten ist und sich in den Zuschauerraum begeben hat, ließ er sich jetzt von Bernhard dessen neue Pläne auseinandersetzen, so z. B. das Projekt einer neuen Dampfturbine oder einer elektrischen Lokomotive, auf welche dieser große Hoffnungen setzte, und aus dem reichen Schatz der Erfahrungen des Alten kam dem Jungen noch gar manches zu gute. Einmal sagte er zu Bernhard: „Ueber eines wenigstens bin ich beruhigt: ich weiß jetzt doch, daß ich einen Nachfolger habe, der wert ist, das Werk meines Lebens fortzusetzen, und daß er meinen eigenen Namen trägt, freut mich nicht weniger. Ich glaube, ich kann mich jetzt zur Ruhe niederlegen.“ Voll Mitleid mit dem geistig und seit einiger Zeit auch körperlich Leidenden, sagte Bernhard, den Sinn dieser Worte absichtlich missverstehend: „Die Ruhe dürftest du dir wohl gönnen; wenn einer sie verdient hat, so bist du es, Onkel. Wie wäre es denn, wenn du dir oben auf dem Wald ein recht behagliches Heim bauen wolltest. Die heimatische Luft ist dir doch im letzten Sommer vortrefflich bekommen.“ Auf diese Idee kam der Onkel selbst zurück, nachdem er sich, einer zunehmenden Nervenschwäche wegen einige Tage später hatte niederlegen müssen. In der Fieberhitze rief er einmal Bernhard zu: „Es bleibt nur bei. Laß nur die Pläne zu dem Sommerhause gleich machen. Es soll oben auf den Tannenbuck kommen, da, wo ich einmal eine Nacht lang mit dem alten Schäfer kampiert habe; ach, das war schön!“ Und eine Weile darnach rief er wieder: „Warum zeigst du mir denn die Pläne nicht? Sind sie immer noch nicht fertig? Das dauert ja eine Ewigkeit.“ Einen Tag später hatte er ausgelitten. Seine letzten Augenblicke waren still und friedlich. Ein liebliches Phantasiebild schien seinen Geist zu umgaukeln. Er streckte die Hand aus, als wenn er jemand eine weite Rundschau zeigen wollte. Dann schlief er ruhig ein, um nicht wieder zu erwachen. Bernhard war in seinem Testamente zum Besitzer der Werke ernannt worden, das zugleich großartige Schenkungen zugunsten der Arbeiterschaft aufwies. Auch der Heimatgemeinde hatte der Testator gedacht, ein Altersasyl sollte dort mit namhaften Mitteln errichtet werden und seinen Namen tragen. In aufrichtigem, tiefem Schmerz hatte Bernhard den Onkel zu seiner letzten Ruhestätte begleitet. Jetzt lastete viel auf ihm, viel Sorge und Arbeit, aber den Schmerz seiner tiefsten Herzenswunde vermochte doch nichts zu übertäuben. Immer und immer wieder tauchte Toneles Bild vor ihm auf, die jetzt seit einem Jahre die Frau eines andern, eines ungeliebten Mannes war. Noch vor einer kurzen Weile hatte ein Angestellter der Fabrik gefragt: „Herr

Feldmann, die neue Elektromotive hat noch keinen Namen. Wie soll sie getauft werden?“ worauf Bernhard, den Blick wie traumverloren in die Ferne richtend, auf einen Zettel geschrieben hatte: „Tony“, — den Namen seiner Jugendgeliebten in englischer Sprache. Heute hatte er sich, soeben vom Leichenbegängnisse des Onkels kommend und erschöpft von all den Leiden und Anstrengungen der letzten Zeit, in einen Sessel geworfen, um einen Augenblick zu ruhen, als der Direktor der Werke ins Zimmer trat und sagte: „Auf heute war die Probefahrt der neuen Maschine angefangen, ich konnte sie leider nicht mehr abfahren, die Herren aus England wollen morgen schon wieder abreisen. Sie, Herr Feldmann, werden doch wohl an der Probefahrt teilnehmen müssen.“ Da kam eine schmerzliche Wut über Bernhard, wie



„Sagen Sie den Herren, sie sollen auf der Maschine zum Teufel fahren.“

er sie noch nicht gekannt hatte. „Sagen Sie den Herren, sie sollen auf der Maschine zum Teufel fahren,“ rief er mit funkelndem Blick, „ich will heute nichts mehr sehen noch hören von all dem Plunder.“ Betreten und kopfschüttelnd zog sich der Direktor zurück. Ueber Bernhard war wieder ein namenloses Weh gekommen. „Bin ich denn mein eigener Sklave?“ rief er aus, als er wieder allein war, „soll ich mir meine Ketten selber schmieden? Nein und noch einmal nein! Hier, in meinem Innern wenigstens will ich mir ein Ruheplätzchen bewahren, wohin ich mich nach des Tages Arbeit zurückziehen kann. Die Lehre, welche des Onkels Leben mir geben kann, soll nicht an mir verloren sein, nicht der Sklave, sondern der Herr meiner Handlungen will ich sein und bleiben!“ Sein Blick war dabei auf ein Blatt gefallen, das bei seiner



heftigen Bewegung vom Tische gegelitten war. Es war eine Zeitung, die wohl schon eine oder zwei Wochen alt sein mochte, aber noch niemand hatte sie gelesen, denn dazu hatte hier selten jemand Zeit und Muße. Mechanisch öffnete er das Blatt und stierte wie geistesabwesend hinein, waren doch seine Gedanken so ganz auf andere Dinge gerichtet, als alles was in der Welt vor sich gehen mochte. Aber bald wurde sein Auge gefesselt. Er las, und las ihn wieder, den kurzen Artikel, und konnte sich erst überzeugen, daß seine überreizten Sinne ihm keine Täuschung vorge spiegelt hatten, als er sich denselben selbst laut vorgelesen hatte. Er lautete: „Waldstetten, 5. Mai. Ein bedauerliches Vorkommnis hält hier die Gemüter in Aufregung. Bei einem Kaufhandel wurde hier am letzten Sonntag in einem Wirtshaus der erst dreißigjährige Georg Kirchberger, der Besitzer des Wildhofes, durch einen Messerstich tödlich verletzt. Der Verstorbene hinterläßt eine Witwe und ein erst sechs Wochen altes Kind.“

Immer und immer wieder mußte Bernhard die wenigen Zeilen lesen. Dann ließ er tief erschüttert das Blatt fallen. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er mußte Tonele sehen, ihr beistehen in der hilflosen Lage, in der sie, seiner Meinung nach sich jetzt befinden mußte, ein Freund und Beistand wollte er ihr sein, oder — er vermochte es nicht auszu denken: wäre es möglich, daß sie jetzt doch noch einmal das werden könnte, was er früher so lange heiß ersehnt hatte, sein Weib? Eine neue Erschütterung durchlief seinen Körper. Ja, sie wird es werden können und werden müssen, wenn er ihr gesagt haben würde, daß er ja all die Jahre hindurch nichts anderes ersehnt und erstrebt hatte, daß er in seinem Innern derselbe Mensch geblieben war, der ihr in jener trüben Oktobernacht die Hand zum Abschied gedrückt hatte, und dessen Sinn keine Macht der Welt zu ändern vermöge. Und nachdem er kurz seine Verfügungen getroffen hatte, die er für den Fall seiner kürzeren oder längeren Abwesenheit für nötig erachtete, reiste er den heimatischen Bergen zu.

#### 6. Wieder daheim!

Viel zu langsam für sein stürmisches Verlangen kam ihm die doch verhältnismäßig so kurze Reise vor. Mit wehmütigem Blick fuhr er jetzt an der Stelle vorbei, wo er vor Jahren als armer Bahnwärter, die Angst des Todes im Herzen, den gefährdeten Eisenbahnzug zum Stehen gebracht hatte. Und kurz nachher stand er auf der Schwelle des Wildhofes, wo ihm eine junge, schwarzgekleidete Frau entgegentrat, mit tiefem Kummer in den Mienen, ein schwächlich aussehendes Kind auf den Armen tragend. Verwundert blickte sie erst den fremden Mann an, aber ein Blick in seine Augen sagten ihr gleich, wer es war, und mit dem Aufschrei: „Bernhard“ drohte sie niederzustürzen. Von innigem Mitleid ergriffen, umfaßte Bernhard sie mit starkem Arm, während er ihr mit der andern Hand das Kind abnahm, das er einem herbeigeilten Mädchen

übergab. Dann geleitete er das ihm willenlos folgende und gänzlich verstummte junge Weib in die Stube. Lange saßen sie sich dort wortlos gegenüber. Bernhard fand zuerst das Wort: „Tonele,“



Von innigem Mitleid ergriffen, umfaßte Bernhard sie mit starkem Arm.

sagte er, „ich bin's, der Bernhard. Ich bin gekommen, dir beizustehen in deinem Leid.“ Da brach die junge Frau in Tränen aus, und als sie endlich die Sprache wieder gefunden hatte, sagte sie leise: „Es ist schön, daß du mich nicht ganz vergessen hast.“ — „Wie du es doch damals in deinem Abschiedsbriefe gewünscht hast,“ ergänzte Bernhard. Tonele brach von neuem in Tränen aus, die Erinnerung an all das Schwere, was sie damals erduldet, war wieder über sie gekommen. „Ebenjogut könntest du verlangen, das Wasser soll den Berg hinauflaufen, als von mir, daß ich dich vergessen soll,“ sagte ergriffen Bernhard. Ein schwaches Lächeln erhellte Toneles Züge. „Und wie geht es dir?“ fragte sie nach einer Weile, „bist glücklich geworden mit deinem Weibe? Ich möcht's dir gönnen. Und hast sie doch auch lieb? O, an mir hat sich's schwer gerächt, daß ich ohne Liebe geheiratet habe.“ — Mit bedeutungsvollem Blick sagte Bernhard: „Trotzen tut nie gut und Ueberreilen auch nicht.“ Und lächelnd setzte er hinzu: „Ja, da schau mich an, ich weiß immer noch nicht: soll ich oder soll ich nicht?“ — „Ja, was denn?“ fragte Tonele verwundert. „Na, heiraten natürlich.“ Eine tiefe Röte überflog Toneles Gesicht, der bald eine Leichenblässe folgte. „Ja — bist du — denn wirklich — noch — nicht verheiratet?“ „Nein,“ sagte Bernhard,



„aber jetzt, glaub' ich, werd' ich mich doch bald dazu entschließen. Jetzt glaub' ich, hab' ich das Weib gefunden, das zu mir gehört,“ und mit bebender Stimme fuhr er fort: „Tonele, würdest du jetzt noch einmal nein sagen, wenn ich dich fragte: „Willst du mein Weib werden?“ Tonele konnte nicht antworten. Stumm weinend sank sie an Bernhards Brust, selig und zärtlich die Jugendgeliebte anblickend, hielt dieser sie umschlungen. So saßen sie lange da, eines in den Blick des andern versunken. Endlich sagte Bernhard: „Heut in einem Jahr hol' ich dich ab. Ist's dir recht?“ Stumm nickte Tonele. „Oder soll ich heraufkommen und oben bleiben und Wildhofbauer werden?“ fragte er lächelnd. Da mußte Tonele fast lachen und sagte: „Siehst gerade so aus.“ — „Dann machen wir die Sache so: im Winter sind wir unten in der Stadt, aber sobald das erste Grün aus dem Boden kommt, packen wir zusammen und gehen hier herauf. Bist du's zufrieden?“ Daß Tonele nicht nein sagte, brauchten wir wohl nicht zu versichern. Die Anwesenheit des fremden Gastes wurde von dem Gesinde wenig beachtet. Die Leute waren es gewöhnt, daß häufig im Sommer Touristen im Wildhofe eine kurze Rast machten, und zu ihrer Bewunderung eine Schüssel voll Sauermilch verlangten, da sie doch gewiß das Geld dazu hatten, sich unten im „Bären“ Braten oder Forellen geben zu lassen.

Unsere Geschichte ist zu Ende. Nach Jahresfrist waren Bernhard und Tonele ein glückliches Paar geworden. Auf dem Tannenbusch, da wo sein Onkel so gerne ausgeruht hätte von den Mühen seines Lebens, hat Bernhard jetzt ein schmuckes Sommerhäuslein erstellen lassen, und drinnen waltet, schon von einer stattlichen Kinderschar umgeben, an der Seite des sie vergötternden Bernhard: das Tonele vom Tobelhof.

### Eine Nacht im Löwentäsig.

„Eine Nacht im Löwentäsig? Die haben Sie wirklich da drinnen zugebracht?“ „Gewiß,“ erwiderte mir John Barclay, ein reicher Amerikaner, mein Geschäftsfreund aus Boston, welchen ich in Hamburg persönlich kennen lernte. „Gewiß, schauen Sie mich nur nicht so zweifelnd an, eine Nacht im Löwentäsig, von Abends zehn bis früh fünf Uhr mit einem Löwen drin, und diese Nacht hat das Glück meines Lebens begründet.“ „Um Gottes willen,“ rief ich, „wie ist das möglich, was in aller Welt hat Sie dahinein geführt?“ „Ja, das ist eine eigentümliche Geschichte, welche ich Ihnen gelegentlich schon einmal erzählen werde,“ erwiderte er. „Nein, nein,“ warf ich ein, „gleich, jetzt gleich, wir haben ja Zeit; Kellner, eine Flasche Wein!“ Kommen Sie, Herr Barclay, wir trinken zusammen, der Wein ist gut, legen Sie los und erzählen Sie!“ „Meinetwegen,“ sagte er; „so hören Sie:

Ich hatte nach dem Tod meines Vaters, begann er, sein Geschäft übernommen und führte dasselbe

trotz meiner Jugend — ich zählte erst 23 Jahre — mit bestem Erfolg weiter. Es ging mir daher gut; ich hatte ein schönes Haus, welches ich mit meiner Mutter bewohnte, hielt mir Wagen und Pferde und erfreute mich zahlreicher Freunde. Trotz alledem — mir fehlte etwas. Bei längerem Nachdenken ergründete ich auch, was das war, mir fehlte eine Frau. Wie natürlich! steht doch in der Bibel: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. So ging ich denn, übrigens ganz dem Wunsch meiner guten Mutter entsprechend, auf die Frauensuche. Es dauerte nicht lange, so hatte ich gefunden. Miß Isabel Barlington hatte mir es angetan. Sie stammte aus bester Familie und war schön, reich und gebildet, nun ja, was man so Bildung nennt. Sie hatte in einem der vornehmsten Pensionate eine gleiche Erziehung genossen und war in all den schönen Künsten wohl bewandert, welche von den jungen Damen gepflegt werden. Ich näherte mich ihr und bewarbt mich um ihre Gunst; die gewährte sie mir auch, leider aber nicht mir allein. James Stounton, einer meiner besten Freunde, war mein Nebenbuhler, und ich kann nicht gerade sagen, daß sie mich ihm vorgezogen hätte. Ich schwankte lange, was ich tun sollte. Eines Abends entschloß ich mich kurzerhand. Ich nahm ihn in unserem Klubhaus beiseite. „Guter Freund,“ sagte ich ihm, „morgen bewerbe ich mich um Isabel.“ „Gut,“ erwiderte er, „ich auch; gehen wir zusammen, — wer das Glück hat, führt die Braut heim. Punkt 12 Uhr sind wir bei Miß Isabel Barlington.“ So geschah es; zur festgesetzten Stunde standen wir vor unserer Angebeteten und brachten unsere Anträge vor. „Herr Gott,“ rief sie, „Sie setzen mich, meine Herren, in tödliche Verlegenheit; ich schätze jeden von Ihnen beiden, wen aber soll ich bevorzugen, ohne den einen oder den andern zu verletzen? Ja, wenn ich wüßte, wenn ich wüßte, wer von Ihnen beiden mich am meisten liebt?“ „D,“ erwiderte Stounton, „ich gehe, Miß Isabel, für Sie durchs Feuer!“ „Und ich,“ rief ich hitzig, „nehme es für Sie mit dem wildesten Löwen auf.“ Miß Isabel betrachtete nachdenklich ihre rosigen Fingerspitzen, dann wandte sie sich wieder uns beiden zu: „Ich habe es, meine Herren! und Sie, Herr Barclay, erfreuen sich des Verdienstes, diese Idee in mir erweckt zu haben. Wissen Sie, ich sah gestern in der wirklich beachtenswerten Menagerie, die eben angekommen ist, einen afrikanischen Löwen, ein prachtvolles Tier. Hab' schon viel Löwen gesehen, aber ein solches Exemplar doch noch nicht. Wer von Ihnen die kommende Nacht von Abends zehn bis früh fünf Uhr mit ihm im Käfig zubringt, dem reiche ich meine Hand. Kein Wort weiter, leben Sie wohl, und teilen Sie mir Ihre Entschliebung noch heute rechtzeitig mit.“ Sie rauschte aus dem Salon hinaus; wir beide saßen bald in meinem Wagen und sahen einander an. Stounton war bald rot, bald blaß. „Das ist ja entsetzlich, das ist ja verrückt!“ schrie er endlich auf, „sie verlangt ja den Tod; sie mag den Teufel nehmen, mich aber nicht!“ „Schön,“ sagte